

Erste Lesung: Jona 3,1-5.10

1 Das Wort des Herrn erging an Jona:

2 Mach dich auf den Weg und geh nach Nínive, der großen Stadt, und rufe ihr all das zu, was ich dir sagen werde!

3 Jona machte sich auf den Weg und ging nach Nínive, wie der Herr es ihm befohlen hatte. Nínive war eine große Stadt vor Gott; man brauchte drei Tage, um sie zu durchqueren.

4 Jona begann, in die Stadt hineinzugehen; er ging einen Tag lang und rief: Noch vierzig Tage und Nínive ist zerstört!

5 Und die Leute von Nínive glaubten Gott. Sie riefen ein Fasten aus und alle, Groß und Klein, zogen Bußgewänder an.

10 Und Gott sah ihr Verhalten; er sah, dass sie umkehrten und sich von ihren bösen Taten abwandten. Da reute Gott das Unheil, das er ihnen angedroht hatte, und er tat es nicht.

Zweite Lesung: 1 Kor 7,29-31

29 Ich sage euch, Brüder: Die Zeit ist kurz. Daher soll, wer eine Frau hat, sich in Zukunft so verhalten, als habe er keine,

30 wer weint, als weine er nicht, wer sich freut, als freue er sich nicht, wer kauft, als würde er nicht Eigentümer,

31 wer sich die Welt zunutze macht, als nutze er sie nicht; denn die Gestalt dieser Welt vergeht.

Evangelium: Mk 1,14-20

14 Nachdem Johannes der Täufer ausgeliefert worden war, ging Jesus nach Galiläa; er verkündete das Evangelium Gottes

15 und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!

16 Als Jesus am See von Galiläa entlangging, sah er Simon und Andreas, den Bruder des Simon, die auf dem See ihre Netze auswarfen; sie waren nämlich Fischer.

17 Da sagte er zu ihnen: Kommt her, mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen.

18 Und sogleich ließen sie ihre Netze liegen und folgten ihm nach.

19 Als er ein Stück weiterging, sah er Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und seinen Bruder Johannes; sie waren im Boot und richteten ihre Netze her.

20 Sogleich rief er sie und sie ließen ihren Vater Zebedäus mit seinen Tagelöhnern im Boot zurück und folgten Jesus nach.

Predigt

Sehnsucht nach Normalität – Sehnsucht nach Gott

von Diakon Tobias Riedel

Liebe Schwestern und liebe Brüder!

In den letzten Wochen habe ich viel telefoniert – mit Freunden, mit Kollegen, mit Gemeindemitgliedern. Bei den Gesprächen habe ich immer wieder Sätze gehört wie diese: „Unser letzter Urlaub ist wegen Corona ins Wasser gefallen. Hoffentlich können wir bald wieder reisen!“ – „Ich würde so gerne mal wieder ins Kino gehen!“ – „Ich hätte Lust auf einen Einkaufsbummel, aber im Moment sind ja alle Geschäfte geschlossen.“ Je länger die Corona-Pandemie andauert, so scheint es, desto mehr sehnen sich die Menschen nach Normalität.

Ich kann den Wunsch nach Normalität gut verstehen. Mir geht es oft ähnlich. Und doch macht mich das Wort „Normalität“ nachdenklich. Es ist ja ein relativer Begriff: Für normal halten wir gemeinhin, was die Menschen in unserer Umgebung tun und lassen, sagen und denken. Aber kann das unser Maßstab sein? Anders gefragt: Wie normal war unsere Normalität vor der Corona-Pandemie eigentlich?

Wenn wir unseren Blick weiten, erkennen wir rasch: Unser Lebensstil ist für die allermeisten Menschen auf diesem Planeten alles andere als normal, sondern höchst luxuriös. Ein Restaurantbesuch? Wie viele Menschen sind froh, wenn sie sich überhaupt satt essen können. Ein Einkaufsbummel, bei dem man die vierte Winterjacke oder das fünfte paar Halbschuhe erwirbt? Im Flüchtlingslager Lipa versinken die Menschen in Flipflops im Schlamm. Eine Reise, gar eine Flugreise oder eine Kreuzfahrt? Für die allermeisten Menschen undenkbar.

Mir scheint, dass wir aus der Corona-Pandemie etwas Wichtiges lernen können, nämlich: Unsere Normalität in Frage zu stellen. Das ist unbequem. Doch wenn wir es tun, geht uns auf: Unser Lebensstil ist im globalen Maßstab eben nicht normal, sondern verschwenderisch. Er ist sozial höchst ungerecht, beruhend auf Ausbeutung. Und er zerstört die Natur, Gottes gute Schöpfung. Deshalb gilt die Warnung des Propheten Jona aus der ersten Lesung auch uns: Noch vierzig Tage und Nínive ist zerstört! Aus dem Mund der Wissenschaft klingt es heute ganz ähnlich: Noch soundso viele Jahre und unser Planet ist unbewohnbar – weil die Gewässer verseucht und die Böden verkarstet sind – weil das ökologische Gleichgewicht zerstört und der Klimawandel unumkehrbar geworden ist.

Wir sind also gut beraten, wenn wir uns nicht zu sehr nach dem Status quo ante zurücksehnen – zumindest die zerstörerischen Auswüchse unseres Lebensstils sollten wir bewusst hinter uns lassen. Doch wenn wir das einmal erkannt haben, stellt sich eine neue Frage: Wie wollen wir leben? Oder anders gefragt: Welche Sehnsucht soll uns leiten, wenn schon nicht die Sehnsucht nach unserer alten Normalität?

Im Evangelium heute begegnen uns vier Männer, an denen wir uns orientieren können. Sie heißen Simon und Andreas, Jakobus und Johannes. Sie sind Fischer: Abends fahren sie auf den See hinaus. Sie arbeiten die ganze Nacht. Am Morgen kehren sie mehr oder weniger erfolgreich ans Ufer zurück. Dann geht es zum Markt, um den Fang zu verkaufen, danach müssen die Netze ausgebessert werden. Dann ein paar Stunden Schlaf, und schon geht es wieder hinaus auf den See ...

Simon und Andreas, Jakobus und Johannes sehnen sich nicht nach einem möglichst bequemen Leben – sie sehnen sich nach etwas Größerem, nach Leben in Fülle¹, nach Sinn. Und diese Sehnsucht ist es, die sie empfänglich macht für den Anruf Jesu: „Kommt her, mir nach.“ Sogleich lassen sie ihre Netze liegen, ohne Zögern. Wer macht das schon? Ein Mensch, der sich nicht sehnt, gewiss nicht.

Wonach sehnen sich die vier Fischer, die später zu Menschenfischern, zu Aposteln werden? Die evangelische Theologin Dorothee Sölle hat es einmal so formuliert: „Es muss doch mehr als alles geben.“ Dieser Buchtitel scheint zunächst paradox. Was soll das heißen? Doch wer darüber nachdenkt, wird die Kraft der poetischen Sprache Sölles spüren: Es muss doch mehr geben als das, was unsere Sinne begreifen können. Es muss doch mehr geben als das, was unser Intellekt erfassen kann. Es muss doch mehr geben als: Unsere Normalität!

„Es muss doch mehr als alles geben.“ Dieser Satz beschreibt letztlich die Sehnsucht nach Gott. Und ohne diese Sehnsucht, die uns antreibt, uns motiviert, uns immer wieder neu aufbrechen lässt, kann man nicht menschlich leben. Hoffen wir, dass sich in den nächsten Wochen und Monaten immer mehr die Einsicht durchsetzt, dass es nicht darum gehen kann, unsere alte Normalität zurückzugewinnen – sondern dass möglichst viele Menschen beginnen, sich nach Größerem zu sehen, nach Leben in Fülle, nach Sinn. Dann werden wir empfänglich für den Anruf Jesu: „Kommt her, mir nach.“ Es wäre uns, unseren Mitmenschen und der ganzen Schöpfung zu wünschen!

Amen.²

¹ vgl. Joh 10,10

² gehalten am 24.01.2021 in Ratzeburg und veröffentlicht am 22.01.2021 auf www.sankt-ansverus.de